

Prof. Dr. Stephan Kraft, Würzburg

Ein Fürst, ein Philosoph und ein Roman

Herzog Anton Ulrich und Gottfried Wilhelm Leibniz
im Gespräch über »Die Römische Octavia«

Der Anlass meines Themas, das für die Leibniz-Festtage auf den ersten Blick vielleicht ein wenig randständig wirken mag, ist der 300. Todestag des 1714 verstorbenen Braunschweig-Wolfenbütteler Welfenherzogs Anton Ulrich. In Wolfenbüttel wurde dieses Jubiläum mit einer Ausstellung und mit Vorträgen erwartungsgemäß intensiv begangen, und auch in Braunschweig gab es eine kleine Sonderschau im dortigen Herzog Anton Ulrich-Museum. Es lässt sich nun leicht vorstellen, dass der Herzog, der seinen Vettern ihre damals gerade erst erworbene Kurwürde so ganz und gar nicht gegönnt hat, in Hannover vor allem als ein etwas anstrengender und intriganter Charakter wahrgenommen worden ist und vielleicht sogar heute noch wird. Somit mag Gottfried Wilhelm Leibniz wohl der am besten geeignete Vermittler sein, um ihn zu dem genannten Anlass auch in diese Stadt zu schmuggeln. Denn beide Männer haben sich ganz offenbar auch dann, wenn der Zwist zwischen Wolfenbüttel und Hannover gerade besonders tief war, wirklich exzellent verstanden und den Kontakt nie abreißen lassen.

Die Dinge, die den Philosophen und den Herzog verbunden haben, sind äußerst vielfältig. Vor allem natürlich war Leibniz im Nebenamt als Leiter der berühmten Bibliothek in Wolfenbüttel tätig¹; er war ein intellektueller Gesprächspartner des gebildeten Fürsten; man verfolgte gemeinsame Pläne, wie unter anderem das (Fern-)Ziel der Kirchenunion; und nicht zuletzt nutzte Leibniz die Nähe des Herzogs, um mit verschiedenen europäischen Herrschern in Kontakt zu kommen – so etwa mit dem Zar Peter dem Großen.²

Hier soll nun allerdings keine panoramatische Gesamt- und Überschau zu allen

1 Vgl. Günter Scheel: Leibniz' Beziehungen zur Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel (1678–1716), in: Braunschweigisches Jahrbuch 54 (1973), S. 172–199.

2 Vgl. dazu die Einführung von Eduard Bodemann zu: Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, hg. von Eduard Bodemann, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen (1888), S. 73–244, hier S. 97–104. Vgl. dazu auch Etienne Mazingue: Anton Ulrich duc de Braunschweig-Wolfenbüttel (1633–1714). Un prince romancier au XVIIème siècle, 2 Bde., Bern u.a. 1978, Bd. 1, S. 267–278.

Facetten des Verhältnisses von Herzog Anton Ulrich und Gottfried Wilhelm Leibniz geleistet werden. Denn diese bliebe im gegebenen Rahmen notwendig flüchtig.³ Stattdessen möchte ich mich auf das Feld der Literatur konzentrieren und dabei einen besonderen Fokus auf den frühneuzeitlichen Roman und noch genauer auf der Diskussion der beiden Männer über den zweiten großen Erzähltext Anton Ulrichs legen – »Die römische Octavia«. Dieses Feld scheint mir vor allem deshalb interessant, weil die von Leibniz und Anton Ulrich hieran angeknüpften Reflexionen zum einen philosophisch-weltanschaulich erstaunlich weitreichend und zum anderen auch im eigentlichen Sinne wechselseitig sind. Es geht also nicht nur um eine einseitige Einflussnahme des Philosophen auf den Herzog oder umgekehrt, sondern um ein Thema, bei dem sich die Auseinandersetzung als für beide höchst konstruktiv erweist. Wie sich zeigen wird, gilt dies auch dann noch, wenn sich im gegenseitigen Verständnis am Ende Grenzen abzeichnen.

Aufarbeiten möchte ich dieses Feld anhand einer kleinen Reihe von besonders prägnanten Zitaten. Ich werde die insgesamt fünf ausgewählten Textstellen – zuerst vier von Leibniz und dann eine letzte von Anton Ulrich selbst – kommentieren und dabei in größere Kontexte stellen, um so das Thema Schritt für Schritt zu umreißen.

1. Ein galanter Philosoph am Hofe – zum Umgang von Anton Ulrich und Leibniz

Madame, il nous falloit vôtre justestesse,
pour marquer comme il faut les charmes de ce lieu.
Pour inventer il faut un Dieu,
et pour louer une Deesse.

Madame, wir benötigten Ihre höchste Treffgenauigkeit,
um die Reize dieses Ortes gehörig zu erfassen.
Um (sie) zu erfinden, braucht es einen Gott,
und um (sie) zu loben eine Göttin.⁴

Ohne ihren spezifischen Kontext bleiben diese vier Leibniz'schen Verse ganz offenkundig ein Rätsel. Es handelt sich hierbei nicht nur um ein zeittypisches Gelegenheitsgedicht, das an einen bestimmten Ort und an eine bestimmte Zeit gebunden ist, sondern darüber hinaus um ein Impromptu. Und ein solches, im auslösenden Moment selbst verfasstes Stegreifgedicht lobt nicht nur das angesprochene Gegen-

3 Einen allgemeinen Überblick hierzu bietet bereits Günter Scheel: Anton Ulrich und Leibniz, in: Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Leben und Regieren mit der Kunst. Zum 350. Geburtstag am 4. Oktober 1983, Braunschweig 1983, S. 237–247.

4 Aus: Friedrich Christian Bressand: Salztalischer Mäyen-Schluß, hg. v. Thomas Scheliga, Reprint der Ausgabe von 1694, Berlin 1994, unpag. Übers. S.K.

über, sondern adelt auch seinen geschickten Verfertiger. Dies gilt zumindest dann, wenn es von den anderen Anwesenden als gelungen empfunden wird. Hier scheint dies durchaus der Fall gewesen zu sein. Leibniz gewinnt in der Gesellschaft, in der er sich gerade bewegt, hohen Respekt mit seinem kleinen Werk. Und aus literaturwissenschaftlicher Perspektive kann man es ohne Weiteres als formal gelungen und durchaus charmant bezeichnen. Einen literarischen ›Ewigkeitswert‹ mag es wohl nicht aufweisen, aber ein solcher wurde von ihm und mit ihm ja auch von vornherein nicht beansprucht.

Aber in welchem konkreten Rahmen befindet sich Leibniz hier eigentlich? Es ist eine Feier zu Ehren von Elisabeth Juliane, der Gattin von Herzog Anton Ulrich, die dieser ihr unter dem Motto »Salzthalischer Mäyen-Schluß« zu ihrem 60. Geburtstag im Jahre 1694 ausgerichtet hat. Das mehrtägige Fest, das vom Hofimpresario Friedrich Christian Bressand in einer umfangreichen, gedruckt vorliegenden Beschreibung festgehalten worden ist⁵, fand in Salzdahlum bei Wolfenbüttel in Anton Ulrichs dort kurz zuvor vollendetem Schloss statt. Einer der zahlreichen Höhepunkte der Feierlichkeiten bestand in der Präsentation eines Miniaturlustgartens aus Zuckerwerk, auf dem 60 ebensolche Lorbeerbäumchen standen. Und wiederum an diese angeheftet befanden sich kleine Zettel mit allerlei gereimten und auf die Situation bezogenen Sinnsprüchen.

Dies reizte nun einen der berühmtesten der Festgäste, die Gräfin Maria Aurora von Königsmarck, die als ebenso geistreiche wie schöne Frau, als ehemalige Mätresse von August dem Starken und nicht zuletzt auch als Dichterin bekannt war⁶, zu einer spontanen poetischen Reaktion:

Die bäume wachsen auf dem Tische /
und tragen früchte von verstand;
wie sich Genuß und Lust hier mische
ist mund und auge gnug bekannt /
der garten wird selbst aufgegessen:
wer kann die Seltenheit ermessen?
Beständ'ger Liebe band von acht und dreißig Jahren
läst so viel wunder hier uns schauen und erfahren.⁷

Hierauf reagierten nun zuerst der Oberhofmarschall von Steinberg sowie der Gastgeber Anton Ulrich selbst mit kleineren Bemerkungen. Den Abschluss dieser Serie gestaltete der Mann, der von Friedrich Christian Bressand ohne Namensnennung

5 Vgl. Bressand: Salzthalischer Mäyen-Schluß (wie Anm. 4).

6 Vgl. Sylvia Krauss-Meyl: »Die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte«. Maria Aurora Gräfin von Königsmarck, 3. Aufl., Regensburg 2012. Vgl. auch zuletzt Maria Aurora von Königsmarck. Ein adeliges Frauenleben im Europa der Barockzeit, hg. v. Rieke Buning, Beate-Christine Fiedler und Bettina Roggmann, Köln 2014.

7 Bressand: Salzthalischer Mäyen-Schluß (wie Anm. 4).

als »ein anderer mit an der Tafel sich befindender / nicht weniger wegen seiner übrigen höheren und ernsthafteren Wissenschaften / als auch wegen dieser artig- und zierlichen Sinnbelustigungen / berühmter vortrefflicher Geist«⁸ eingeführt wird.

Leibniz, um den es sich hier natürlich handelte, brachte die Situation auf den Punkt und ließ dabei Anton Ulrich als Gott auftreten und stellte ihm die hochgeschätzte Gräfin als Göttin an die Seite:

Madame, il nous falloit vôtre justestesse,
pour marquer comme il faut les charmes de ce lieu.
Pour inventer il faut un Dieu,
et pour louer une Deesse.

Der Verfasser hat sich diese Verse auch selbst notiert. Hinzugefügt hat er dabei eine kleine Überschrift, in der die Dinge nochmals scherzhaft gewendet werden:

Sur Appollon deguisé en Duc et sur la Muse travestie en Comtesse
A. Madame de Königsmarck

Auf den als Herzog verkleideten Apoll und auf die als Gräfin Aurora
von Königsmarck verkleidete Muse⁹

Nicht Anton Ulrich tritt hier also in Gestalt seines Lieblingsgottes Apoll auf, sondern dieser hat sich vielmehr in den Herzog verwandelt. Und standesgemäß begleitet diesen eine Muse in Gestalt der Gräfin von Königsmarck.

Leibniz und Anton Ulrich pflegten im Jahr 1694 schon seit einer geraumen Weile einen näheren Umgang, auch wenn es nach der Ankunft des Philosophen im welfischen Territorium doch einige Zeit gedauert hatte, bis die beiden einander näher kennenlernten. Bereits seit 1676 war Leibniz als Hofrat in Hannover beschäftigt, doch erst 1683 trat er erstmals an den damals noch nicht direkt an der Regierung beteiligten jüngeren Bruder des Braunschweiger Herzogs Rudolf August heran. Die Kontakte intensivierten sich, als der Philosoph 1685 von allen drei Linien der Welfen gemeinsam den Auftrag erhielt, eine Geschichte des Hauses zu verfassen, wozu er auch die Bibliothek in Wolfenbüttel mehrfach aufsuchte. Als dort schließlich 1690 der Posten des Bibliothekars vakant geworden war, wurde ihm dieser von Anton Ulrich angeboten, der selbst in der Zwischenzeit zum Mitregenten seines Bruders ernannt worden war. Ausdrücklich war dies als ein zusätzliches Nebenamt zu den bisherigen des Philosophen gedacht, die Leibniz natürlich auch weiterhin behielt.

8 Ebd.

9 Vgl. Leibnizens gesammelte Werke aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover hg. v. Georg Heinrich Pertz, 1. Folge: Geschichte, 4. Bd., Hannover 1847, S. 137. Übers. S.K.

Anton Ulrich verfolgte damit unter anderem den Plan, das persönliche Verhältnis zu intensivieren und sein Gegenüber zu häufigeren Aufenthalten in Wolfenbüttel zu veranlassen, was auch durchaus gelang. Leibniz verbrachte in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts unter anderem mehrfach das Weihnachtsfest mit der Familie des Herzogs, und die hier zitierten Verse sind keineswegs die einzigen, die er zu solchen und vergleichbaren Anlässen angefertigt hat.¹⁰ Bressand bezeichnet ihn in seiner Festbeschreibung also durchaus zu Recht als einen »wegen dieser artig- und zierlichen Sinnbelustigungen / berühmte[n] vortreffliche[n] Geist«.

2. Der Fürst als Autor – Leibniz' Blick auf Anton Ulrich als Herrscher und Künstler

Nous aurons bientôt la conclusion de l'Octavie de Monsgr. le Duc Antoine Ulric de Bronsvic. Il y a plusieurs années que quelques Tomes de ce Roman ont paru, depuis le soin du gouvernement ayant empêché l'auteur de continuer. Tous ceux qui goustent les beautés de notre langue ont témoigné de l'impatience pour en voir la fin, et j'ay esté un des solliciteurs, de sorte que S. A. S. [Son Altesse Sérénissime, SK] s'y est enfin résolue tout de bon pour donner cette satisfaction au public. L'ouvrage est véritablement de ce Prince, et les pensées nobles qu'il y a le font assez connoistre.

Wir werden bald den Abschluss der »Octavia« des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig haben. Es ist mehrere Jahre her, dass einige Bände dieses Romans erschienen sind, woraufhin die Sorge der Regierung den Autor gehindert hat fortzufahren. Alle die, die die Schönheiten unserer Sprache schätzen, haben Ungeduld gezeigt, das Ende davon zu sehen, und ich war einer dieser Bittsteller, so dass Seine Durchlaucht sich schließlich mit allem Ernst dazu entschlossen hat, das Publikum zufriedenzustellen. Das Werk ist wirklich von diesem Fürsten, und die edlen Gedanken, die sich darin finden, verdeutlichen es zur Genüge.¹¹

Diese Zeilen schrieb Leibniz im Sommer 1696 an den französischen Historiker und Publizisten Henri Basnage, der sich im Exil in Den Haag aufhielt.

10 Bekannt ist etwa ein Weihnachtsgedicht auf Herzog Anton Ulrich vom 24. Dezember 1693. Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, 1. Reihe: Allgemeiner und historischer Briefwechsel, 10. Bd.: 1694, Berlin 1979, S. 4.

11 Brief von Leibniz an Henri Basnage aus dem Sommer des Jahre 1696. Zitiert nach Gottfried Wilhelm Leibniz: Die philosophischen Schriften, hg. von Carl Immanuel Gerhardt, Bd. 3, Berlin 1887, S. 128. Übers. S.K.

Als auffällig zu bezeichnen ist hier erst einmal etwas, das dem modernen Leser vielleicht gar nicht auffällt, sondern ihm vielmehr als selbstverständlich erscheinen könnte: Leibniz nennt ausdrücklich den Namen des Verfassers des Romans. Wissen muss man dazu nun, dass dieser sich auf den Buchtiteln des Herzogs selbst keinesfalls findet. Überhaupt ist ein anonymes Erscheinen noch im 17. und selbst im 18. Jahrhundert für literarische Texte nicht ungewöhnlich. Grimmelshausen blieb etwa als Verfasser des »Simplicissimus« und der anderen simplicianischen Schriften bis weit ins 19. Jahrhundert hinein völlig unbekannt. Und auch noch Goethes »Werther« und der »Hofmeister« von Lenz erschienen im Jahr 1774 zuerst ohne Autornennung, was vor allem im zweiten Fall für heftige Spekulationen sorgte.

Anton Ulrichs spezifische Form der Anonymität war allerdings etwas anders gelagert. Sie war von Beginn an eine höchst relative. Zum einen wussten immer genügend Personen über seine Autorschaft Bescheid, und zum anderen wurden die Bücher auch ganz ausdrücklich als Hervorbringungen eines ‚fürstlichen Geistes‘ präsentiert. Im von Sigmund von Birken verfassten Vorwort zum ersten Band von Anton Ulrichs »Durchleuchtiger Syrerinn Aramena«, heißt es etwa:

Was bisher gesaget ist / das ist gegenwärtiger Aramena zu ehren geschrieben [...]. Sie hat eine hohe hand zur gebärerinn / und der Edle leser / ihre höchste fürtrefflichkeit erkennend / wird bekennen müssen / daß sie billiger Minerva als Aramena heisen solte : weil es scheint / sie habe ein Jovis-hirn zum mutterleibe gehabt.¹²

Auch der Philosoph Christian Thomasius präsentierte in einer Rezension in seinem Periodikum »Schertz- und Ernsthafter Vernünfftiger und Einfältiger Gedanken / über allerhand Lustige und nützliche Bücher« Anton Ulrichs Romane ausdrücklich als »fürstlich«, ohne dabei dessen Namen zu nennen:

Ich will itzo den teutschen Hercules und Herculiscus nicht anführen [...] / viel weniger die Argenis, Ariana, Cassandra, Cleopatra und andere unzehliche hier zum Exempel brauchen / sondern nur von zweyen Romanen etwas sagen / die ein **Durchlauchtigstes Haupt in Teutschland** verfertiget [...]. Ich meine die Aramena und Octavia.¹³

12 [Sigmund von Birken:] Vor-Ansprache zum Edlen Leser, in: [Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel:] Die Durchleuchtige Syrerinn Aramena. Der Erste Theil: Der Erwehlten Freundschaft gewidmet, Nürnberg 1669. Vgl. dazu auch den Titel von Anton Ulrichs einzigem zu Lebzeiten und ebenfalls anonym veröffentlichten Gedichtband aus dem Jahr 1667: [Sophie Elisabeth und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel:] ChristFürstliches Davids-Harfen-Spiel: zum Spiegel und Fürbild Himmel-flammender Andacht / mit ihren Arien oder Singweisen / hervorgegeben, Nürnberg 1667.

13 [Christian Thomasius:] Schertz- und Ernsthafter Vernünfftiger und Einfältiger Gedanken / über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monath oder Janu-

Und auch Leibniz selbst erwähnte die Bücher des Herzogs in einer Rezension einer romankritischen Schrift, auf die später noch näher einzugehen sein wird, ohne Nennung ihres Verfassers, während dort andere Autoren von Prosatexten sehr wohl namentlich aufgeführt wurden.

Aber natürlich ließen alle hier genannten Personen zugleich sehr wohl durchblicken, dass sie ganz genau wussten, wer denn wohl der Verfasser der in Frage stehenden Schriften war, denn genau das gehörte offensichtlich zu diesem Spiel der Insider hinzu. Und während die Anonymität dieser Texte in öffentlichen Kontexten durchgehend respektiert und gewahrt wurde, erschien eine solche Zurückhaltung im privateren Kontext eines persönlichen Briefes überflüssig, wie sich im zitierten Schreiben von Leibniz an Henri Basnage nachdrücklich zeigt.

Der zweite und sicher noch wichtigere Aspekt, der in diesem Brief aus dem Jahr 1696 Aufmerksamkeit erregen kann, ist der knappe Bericht über den Stand der Arbeit am zweiten Roman des Herzogs. Sein erstes umfangreiches Erzählwerk, die »Durchleuchtige Syrerinn Aramena«, hat Anton Ulrich in den Jahren 1669–1673 zügig abgeschlossen, indem er immerhin pro Jahr einen Band auf den Markt brachte. Ähnlich konzentriert begann er mit der »Römischen Octavia«. Von 1677 bis 1679 erschienen drei Teile, bevor die Arbeit in der Folge aus verschiedenen Gründen zum Erliegen kam. Mit Sigmund von Birken und Christian Flemmer starben die wichtigsten Mitarbeiter Anton Ulrichs, die ihm bei Vorarbeiten und Korrekturen zur Hand gegangen waren. 1685 wurde er dann wirklich Mitregent seines Bruders Rudolf August. Es folgten unter anderem mit dem Kampf gegen die Kurwürde Hannovers politisch höchst aufreibende Jahre.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts – also nach rund 20 Jahren Pause – nahm der Herzog die Arbeit wieder auf. Zu denjenigen, die ihm dazu immer wieder zugeredet hatten, gehörte neben Liselotte von der Pfalz, der Schwägerin Ludwigs XIV., die eine begeisterte Leserin seiner Romane war¹⁴, auch Leibniz, der zu den schließlich 1703 erschienenen ersten beiden Teilen des vierten Bandes wohl auch das kurze, nicht namentlich gezeichnete Vorwort beigesteuert hat.¹⁵

Bis 1707 war eine erste, sechsbändige Fassung abgeschlossen, bevor sich Anton Ulrich an eine grundsätzliche Überarbeitung und Erweiterung seines Romans machte, der nun auf ganze acht Bände anwachsen sollte. Zum Zeitpunkt seines

arius, in einem Gespräch vorgestellt von der Gesellschaft derer Müßigen, Frankfurt und Leipzig 1688, S. 45 f. Hervorhebungen bereits im Original.

14 Deutlich wird dies vor allem in ihren Briefen an die Kurfürstin Sophie von Hannover. Vgl. Elisabeth Charlotte von Orléans: Aus den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kurfürstin Sophie von Hannover, hg. v. Eduard Bodemann, 2 Bde., Hannover 1891. Vgl. allgemein zum Prozess der Wiederaufnahme der Arbeit am Roman und der Diskussion darum Mazingue: Anton Ulrich (wie Anm. 2), S. 422–440.

15 [Gottfried Wilhelm Leibniz:] Vorrede eines gewissen Freundes an den Leser, in: [Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel:] Octavia römische Geschichte. Zugabe des andern Theils, Nürnberg 1703, unpag.

Todes im Jahr 1714 waren davon allerdings erst sechs fertiggestellt, ein siebter Teil erschien postum im Jahr 1762. Der achte liegt bis heute nur in einem weit gediehenen, aber nicht abgeschlossenen Manuskriptentwurf vor. Vor allem diese späteren Phasen der Entstehung hat Leibniz mit seinen Kommentaren begleitet, von denen sich einige in den Briefen zwischen ihm und dem Herzog niedergeschlagen und so erhalten haben.¹⁶ Aus diesem Schriftwechsel, der nun in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken soll, stammen auch die folgenden Kernzitate.

Das erste ist auch das das bekannteste. Zugleich ist es dasjenige, das sicherlich zu den meisten Spekulationen Anlass gegeben hat:

3. Verwirrung und Entwirrung – Leibniz als Leser und Interpret der »Römischen Octavia«

Am 26. April 1713 schrieb Leibniz an Anton Ulrich:

Es ist ohnedem eine von der Roman-Macher besten Künsten, alles in Verwirrung fallen zu lassen, und dann unverhofft herauß zu wickeln. Und niemand ahmet unsern Herrn beßer nach als ein Erfinder von einem schönen Roman.¹⁷

Was meint Leibniz hier konkret, wenn er von einem »schönen Roman« spricht? Auf den ersten Blick scheint es um Romane im Allgemeinen zu gehen. Tatsächlich steht aber ganz im Gegenteil mit dem zweiten Roman des Herzogs ein sehr konkretes, paradigmatisch gesetztes Einzelexemplar in seinem Fokus. An einer anderen Stelle im selben Brief heißt es dazu ganz ausdrücklich:

Und gleich wie ED [Euer Durchlaucht, SK] mit ihrer Octavia noch nicht fertig, so kan unser Herr Gott auch noch ein paar tomos zu seinem Roman machen, welche zuletzt beßer lauten möchten.¹⁸

Die »Römische Octavia«, das alte Buchprojekt des Herzogs, das nicht zuletzt auf Betreiben des Philosophen wieder in Gang gekommen war, war Teil einer zentralen frühneuzeitlichen Romantradition – der des höfischen Abenteuer- und Liebesromans. Das hier einschlägige Vorbild war der griechische Roman »Äthiopica« eines gewissen Heliodor aus dem 3. Jahrhundert nach Christus. Es geht darin um ein junges Liebespaar, das auseinandergerissen wird, bald nachdem es sich erstmals gefunden hat. Sowohl der junge Mann als auch die junge Frau haben nun viele Abenteuer, Gefahren, Entführungen, Piratenüberfälle und sonstige Tugendproben

16 Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich (wie Anm. 2).

17 Brief von Leibniz an Anton Ulrich vom 26. April 1713, in: Ebd., S. 233 f.

18 Ebd., S. 233.

zu bestehen. Immer wieder steht das glückliche Ende dicht vor Augen, und immer wieder schlägt genau in diesem Moment das Schicksal erneut zu und kehrt alles in sein Gegenteil um. Irgendwann ist es dann aber doch geschafft, und die beiden werden programmgemäß glücklich vereint.

Anton Ulrichs »Römische Octavia« ist nun ein Musterbeispiel dafür, wie dieses an sich recht schlichte Grundmodell durch einige wenige Operationen – wenn man sie denn konsequent umsetzt – im Handumdrehen größte Komplexität gewinnt. Im Zentrum steht die titelgebende Octavia, die ehemalige Gattin Kaiser Neros, die im letzten Augenblick vor einem Attentat ihres eigenen Mannes gerettet werden konnte. Nun lebt sie im Untergrund unter den Christen in den Katakomben Roms. Der Mann, den sie liebt, den sie aber auch aus verschiedenen religiösen und politischen Gründen auf Abstand halten muss, ist der armenische König Tyridates, der »natürlich« auch selbst ihr Retter war, ohne jedoch zu wissen, wen er da vor dem Treiben der finsternen Schergen des Kaisers bewahrte. Überhaupt wird es mehrere Bände brauchen, bis er schließlich erfährt, wer sein Gegenüber eigentlich ist. Um die beiden herum gruppieren sich noch rund zwei Dutzend weiterer Paare, die ähnliche Schicksalsschläge durchstehen müssen. Natürlich kreuzen sich die Wege und verwirren sich die Liebesfäden immer wieder und auf das Massivste. Doppelgänger treten auf, und nicht selten werden Figuren nicht nur an der Identität des Gegenübers, sondern auch an der eigenen irre.

Hinzu kommen als komplexer und höchst ereignisreicher historischer Hintergrund die Jahre 68 bis 71 nach Christus – also das Ende der Regierungszeit Kaiser Neros, die kurzen Regentschaften Galbas, Othos und Vitellius' sowie der Beginn der Herrschaft Vespasians.

Auf dieser Basis webt Anton Ulrich mit immerhin rund 1800 namentlich genannten Personen ein äußerst komplexes Handlungsgeflecht, von dem die Gattungstradition erwartete, dass es sich am Ende, wenn nicht zu allgemeiner Harmonie, so doch zumindest zur größtmöglichen Gerechtigkeit wieder auflöse. Die wichtigsten Paare bekommen einander, und die Schurken erhalten ihre Strafen. Und auch den mittleren Figuren wird je nach persönlichem Verdienst zumeist ein mehr oder auch etwas weniger gewünschter Partner zugeteilt. Und als wäre das noch nicht genug, muss dieser Roman als ein Roman des frühen Christentums in einem ja immer noch dominant heidnischen historischen Kontext auch auf dieser Ebene positive Lösungsansätze bieten.

Der hier gewählte Modus der Beschreibung lässt vielleicht schon erahnen, dass Leibniz an dieser Art von Roman wohl auch deshalb ein eigenes Interesse hatte, weil er hier ganz offenbar Bezüge zu seiner »Theodicée« erkennen konnte. Auch bei dieser hat man es ja mit einem geordneten Großmodell zu tun, dessen wohldefinierte Struktur und dessen eigentlich so klares Ziel im Verlauf des Geschehens aufgrund vielfältigster verwirrender Eindrücke, die nicht selten sogar als höchst ungerechte Unglücke erscheinen mögen, aus dem Blick geraten. Weiterhin eint Roman und Weltkonzeption, dass jeweils eine Kraft angesetzt wird, die von Beginn an dafür gesorgt hat, dass die Dinge am Ende doch an ihren Platz kommen – in einem Fall

der Autor und im anderen Fall niemand anderes als Gott selbst : »Und gleich wie ED mit ihrer Octavia noch nicht fertig, so kan unser Herr Gott auch noch ein paar tomos zu seinem Roman machen«.

Diese Stelle im Brief an den Herzog ist nun nicht die einzige, an der Leibniz das metaphorische Potential dieses spezifischen Romanbegriffs nutzt, um sein Weltmodell zu illustrieren. Auch in der »Théodicée« selbst ist dieser Kunstgriff präsent – etwa dort, wo es über Pierre Bayle heißt:

[...] et je suis surpris qu'il n'ait point considéré que ce roman de la vie humaine, qui fait l'histoire universelle du genre humain, s'est trouvé tout inventé dans l'entendement divin avec und infinité d'autres [...].

[...] ich bin überrascht, daß er nicht bedacht hat, wie der Roman des menschlichen Lebens, der die allgemeine Geschichte der Menschheit bildet, mit einer Unzahl anderer im göttlichen Verstand vorgestellt bestand [...].¹⁹

Es ist wiederholt versucht worden, die »Römische Octavia« nicht zuletzt wegen dieser Umstände als eine Art dichterischen Ausdrucks einiger Kernthesen der Leibniz'schen »Theodicée« zu deuten. Auch noch weitergehende Äquivalenzen wurden hervorgehoben – so etwa die Ähnlichkeit zwischen den isoliert und jeweils auf ihre individuelle Wahrnehmung beschränkten einzelnen Romanfiguren und den Monaden aus der »Monadologie« des Philosophen.²⁰

Problematisch wird diese ganze Sache allerdings, wenn man sich nicht damit begnügen will, einfach Ähnlichkeiten zu konstatieren, sondern darüber hinaus auch nach Kausalitäten sucht. Denn es ist schon vom rein zeitlichen Verlauf mehr als nur unwahrscheinlich, dass Anton Ulrich seinen Roman nach der Philosophie von Leibniz eingerichtet hat. Schließlich hatte er bereits seine »Durchleuchtige Syrerinn Aramena« nach demselben Muster beendet, bevor er überhaupt mit dem Philosophen in Berührung gekommen ist. Und auch die »Römische Octavia« war bereits halb fertig – nur der Abschluss fehlte noch, auf den Leibniz so drängte.

Aber vielleicht sollte man den Spieß versuchsweise einmal umdrehen und fragen, ob nicht vielmehr vor allem die Leibniz'sche »Théodicée« selbst über eine spezifisch narrative Grundlage verfügt, die gewisse Parallelen zu der von Anton Ulrich verwendeten Romantradition aufweist. Dass Leibniz' Interesse vor allem auf Romane zielte, die das skizzierte Grundmodell in einer sehr reinen und stringenten Form umsetzten und zugleich mit großen politischen und welthistorischen Fragen

19 Gottfried Wilhelm Leibniz: Philosophische Schriften II: Essais de théodicée sur la bonté de dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal, erste Hälfte: Préface, discours, première et seconde partie, hg. und übers. v. Herbert Herring, Darmstadt 1985, Abschn. 149, S. 460–463.

20 Vgl. v.a. Adolf Haslinger: Epische Formen im höfischen Barockroman. Anton Ulrichs Romane als Modell. München 1970, S. 380–383.

verknüpfen, wird auch noch an anderen Stellen deutlich. Dies gilt etwa für seine Verteidigung der Gattung in einer Rezension eines romankritischen Traktats des Schweizer Pastors Gotthard Heidegger. Leibniz räumt in diesem Zuge zwar ein, dass unter der Gattungsbezeichnung ›Roman‹ viel Minderwertiges erscheine. Die historisch-politischen Liebesromane eines John Barclay (»Argenis«, 1621), einer Mlle de Scudéry (»Artamène ou le Grand Cyrus«, 1649–1653 »Clélie, histoire romaine«, 1654–1660) und natürlich diejenigen von Anton Ulrich werden hiervon allerdings ausdrücklich ausgenommen und verteidigt:

[...] und wenn die Romane alle wären, wie die schöne Argenis; die Durchlauchtige Aramena, oder die vortreffliche Octavia (nach deren völliger Verfertigung so viele verlangt), und was von der mit Recht belobten Mademoiselle de Scudery herkommen, würde man den Nutzen mit der Süßigkeit nicht leicht anders wo besser vermischt finden, und mit dieser demnach zu wünschen haben, daß alle nützliche Wissenschaften, so viel thunlich, in solches Gold eingefasset wären.²¹

All das sind Zeichen einer eingehenden und langandauernden Beschäftigung mit einem zeitgenössischen Literaturgenre, das in der Tat nicht wenige Parallelen zur Leibniz'schen Weltkonzeption aufweist. Das Interesse des Philosophen ging so weit, dass er offenbar zeitweise sogar den Plan hegte, selbst einen Roman zu verfassen, wie er an Sophie von Hannover am 16. Oktober 1696 schrieb. Demnach plante er eine Zukunftserzählung, die das Schicksal des Welfenhauses einhundert Jahre später schildern sollte:

Si Dieu me donne la grace d'achever je me reserve pour mes vieux jours un Roman d'une espece toute particuliere. Ce sera l'Histoire du siècle future, car je me mêle un peu du sortilege, et je pretends deviner l'avenir.

Wenn Gott mir die Gnade gibt, diese zu erreichen, werde ich meine alten Tage einem Roman von ganz besonderer Art widmen. Es wird die Geschichte des nächsten Jahrhunderts sein, denn ich werde mich ein wenig in die Wahrsagerei mischen, und ich gebe vor, die Zukunft zu erahnen.²²

21 Gottfried Wilhelm Leibniz: Rezension zu Gotthardt Heideggers »Mythoscopia Romantica«, in: Ders.: Deutsche Schriften, fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Berlin 1840, hg. von Gottschalk Eduard Guhrauer, Hildesheim 1966, S. 409–414, hier S. 414.

22 Aus: Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, 1. Reihe: Allgemeiner und historischer Briefwechsel, 13. Bd.: August 1696 – April 1697, Berlin 1987, S. 55. Übers. S. K.

Wenige Jahre später notiert er sich dann auch noch Überlegungen zu einigen Themen von möglichen historischen Romanen.²³ Wirklich gekommen ist es allerdings weder zu dem einen noch zu dem anderen.

Die Beziehungen zwischen Literatur und Politik sind hier wie auch schon im Fall des Epigramms, mit dem diese kleine Reihe von Zitaten begonnen wurde, sowohl eng als auch wechselseitig. Wenn Leibniz als Berater der großen Herren reüssieren wollte, musste er sich unter ihnen auf eine natürlich wirkende Art und Weise zu bewegen wissen. Dass er dazu durchaus in der Lage war, wurde nicht zuletzt durch sein galantes Auftreten in Salzdahlum schnell deutlich. Dass er aber gleichwohl auch manchmal der Gelehrte blieb, dem das höfische Spiel der scheinbaren Absichtslosigkeit nicht in allen Facetten in gleichem Maße vertraut war, zeigt sich in dem vierten Zitat, auf das ich hier näher eingehen möchte.

4. Landkarten, Tabellen, Genealogien – Leibniz' vergeblicher Versuch, im Roman des Herzogs für etwas mehr Ordnung zu sorgen

Im Jahre 1711 machte Leibniz Anton Ulrich mit Blick auf die Überarbeitung der »Römischen Octavia«, an der der Herzog gerade saß, den folgenden Vorschlag:

Ich wiederhole meine unterthänigste erwehung, so E. D. in bedenken zu ziehen geschienen, daß der Octavia dreyerlei dienlich zu sein schiene: 1. Genealogische Tabellen, 2. Landcarten, 3. ein General-Register, damit man was von einer Person an verschiedenen Orten zerstreuet besser gegen einander halten könne.²⁴

Gerade die letzte Anregung von Leibniz erscheint auch einem heutigen Leser des Romans sicherlich unmittelbar einleuchtend. Zuvor wurde bereits angedeutet, dass in der »Römischen Octavia« auf rund 8000 Seiten etwa 1800 Personen namentlich genannt werden. Dies stellt eine massive strukturelle Überforderung zumindest des modernen Rezipienten dar, der ein entsprechendes Register zumindest teilweise hätte abhelfen können.²⁵ Diesem Problem bin ich selbst bei meiner eigenen ersten

23 Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, 4. Reihe: Politische Schriften, 4. Bd.: 1680–1692, Berlin 2001, S. 605.

24 Brief von Leibniz an Anton Ulrich vom 25. Juni 1711, in: Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzog Anton Ulrich (wie Anm. 2), S. 203.

25 Vgl. zu dieser Frage Stephan Kraft: Höfischer Barockroman und gelehrter Traktat: Gratwanderungen zwischen honnêteté und Pedanterie, in: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 4 (2000), S. 211–229. Diskutiert wird hier unter anderem, ob dies für die zeitgenössischen Leser aufgrund anderer medienhistorischer Voraussetzungen eventuell nur in einem geringeren Grade gelolten hat.

Lektüre dadurch begegnet, dass ich sukzessive nebenbei eine Aufstellung zumindest der wichtigsten Figuren erstellt habe. Auch weiß ich von anderen Lesern des 20. Jahrhunderts, dass sie dies für sich ebenfalls getan haben.

Und hätte Anton Ulrich tatsächlich einige der Vorschläge von Leibniz aufgegriffen, so hätte er sich damit durchaus in eine bestehende Tradition eingereiht. Berühmt ist hier der zweite große deutsche höfische Roman des 17. Jahrhunderts – Daniel Casper von Lohensteins »Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrman« (1689/90). Dieser verfügt in einem Anhang sowohl über genealogische Tabellen als auch über ein Generalregister.²⁶

Der »Römischen Octavia« werden solche ordnenden Zusätze nun aber am Ende doch nicht beigefügt. Die Frage stellt sich, ob dies vor allem aus Zeitmangel geschehen ist. Hatte der Herzog den Roman erst selbst fertigstellen wollen – was ihm dann ja nicht gelang –, bevor er sich oder doch wohl eher einen Sekretär an die Registermacherei setzte?

Schaut man sich nun mit dieser Frage im Hinterkopf einmal die zahlreichen im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel überlieferten Handschriften zum Roman näher an, so kann man Erstaunliches entdecken. Denn das allermeiste von dem, was Leibniz sich so dringend gewünscht hatte, ist dort bereits vorhanden. Es gibt Ansätze zu einer Romanchronologie, es gibt Aufstellungen von Personen, die auftauchen, und es gibt sogar gezeichnete Landkarten von einzelnen Schauplätzen.²⁷ Wenn man dann noch die Ausleihen von Anton Ulrich aus seiner eigenen Bibliothek hinzuzieht, die glücklicherweise zumindest teilweise schriftlich festgehalten worden sind²⁸, so kann man erkennen, dass auch die genealogischen Tabellen indirekt längst vorlagen. Sie erscheinen in Form des damals wichtigsten genealogisch-historischen Handbuches, des 1598 publizierten vierbändigen »Theatrum genealogicum« von Hieronymus Henniges, das der Herzog während der Bearbeitungszeit regelmäßig zu Rate gezogen hat.²⁹

All diese Hintergründe hat sich der Herzog von seinen Mitarbeitern im Vorfeld der Niederschrift mit geradezu wissenschaftlicher Akribie erarbeiten lassen. Und

26 Vgl. dazu und zu weiteren Beispielen Werner Welzig: Einige Aspekte barocker Romanregister, in: Stadt-Schule-Universität-Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel, hg. v. Albrecht Schöne, München 1976, S. 562–570, 587–590.

27 Ich beziehe mich vor allem auf die Akten aus dem Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel mit den Signaturen NSA 1 Alt 22, 307, 310, 311 (Kalender), 309 (Personenverzeichnis), 314 (sonstige Notizen). Vgl. dazu weitergehend Kraft: Höfischer Barockroman (wie Anm. 25).

28 Vgl. Mechtild Raabe, Leser und Lektüre im 17. Jahrhundert. Die Ausleihbücher der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1664–1713, Teil A, Bd. 1: Leser und Lektüre – Lesergruppen und Lektüre, München 1998, S. 36–53.

29 [Hieronymus Henniges] *Theatrum Genealogicum Ostentans Omnes Omnium Ætatum Familias: Monarcharvm, Regvm, Dvcvm, Marchionum, Principum, Comitum, atquè illustrium Heroum & Heroinarum* [...], 4 Bde., Magdeburg 1598.

genau deshalb kann man sich auch sicher sein, dass im Roman immer zur richtigen Zeit der richtige römische Konsul im Amt ist oder dass die Schlachten zuverlässig am richtigen Ort stattfinden und selbstverständlich den historisch korrekten Ausgang haben.

Der Punkt aber, an dem endgültig deutlich wird, dass das Fehlen der Register, Karten und Genealogien in der Druckfassung nicht etwa auf die mangelnde Zeit des Herzogs zurückzuführen ist, liegt an noch einer anderen Stelle. Es geht um den Umgang mit dem Kalender. Dieser ist anhand der historischen Quellen, die das äußere Gerüst für die fiktionale Haupthandlung bilden, offenbar sorgfältigst erarbeitet worden und wird auch strikt befolgt. Jedes historisch zu verortende Ereignis findet sich taggenau auf seinem Platz wieder. Was dabei allerdings irritieren mag, ist, dass in diesem Zuge im fertigen Romantext nur sehr wenige einfach zu entschlüsselnde Daten auch tatsächlich genannt werden. Es heißt also im Roman nicht, dass der Konsul am 1. Januar in sein Amt eingeführt wurde, sondern die Ereignisse werden vielmehr relational zueinander gesetzt. Man liest im gedruckten Text fast durchgehend eher vage Angaben, wie »eines Morgens«³⁰, »folgenden Tags«³¹ oder gar »es verstrichen hierauf etliche Tage«.³² Wenn man nun aber in die überlieferten Manuskripte schaut, so sieht man, dass die zugehörigen konkreten kalendarischen Daten noch während der Niederschrift als auf den Seitenrand notierte Gedächtnisstützen gleichwohl vorhanden waren.³³

All die Hilfsmittel, von denen Leibniz in seinem Brief schreibt, sind also in gewisser Weise bereits präsent und werden auch ausführlich genutzt. Zugleich wird ihre Verwendung aber offenbar absichtlich unsichtbar gemacht, wie sich am schlagendsten beim Umgang mit den kalendarischen Daten zeigt. Zu verstehen ist dies als Doppelstrategie eines Autors, der einerseits hochgebildet war und seinen Roman auf den Boden einer quasiwissenschaftlichen Recherche stellte, der aber andererseits als Mann von Hofe jeden Verdacht eines trockenen, »schulfüchsischen« Gelehrtentums von sich weisen musste. Eine ostentative Präsentation seiner Gelehrsamkeit kann sich vielleicht ein Beamter wie Daniel Casper von Lohenstein leisten – von einem Herzog wie Anton Ulrich darf man anderes erwarten.

Die höfische Kultur forderte, dass man über beliebige Gegenstände mit Leichtig-

30 Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, *Die Römische Octavia*, 1. Bd., 1. Teil, bearb. v. Rolf Tarot und Maria Munding, Stuttgart 1993 (= *Werke: historisch-kritische Ausgabe*, III, 1-3, und = *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart*, 314-316), Teilbd. 1, S. 16.

31 Ebd., S. 42.

32 Ebd., S. 196

33 Vgl. beispielsweise Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, *Die Römische Octavia*, 1. Bd., 1. Teil, Transkription der frühesten Fassung und einer später eingefügten Erzählung, bearb. v. Rolf Tarot und Maria Munding, mit einer Handschriftenbeschreibung von Julie Boghardt, Stuttgart 1999 f. (= *Werke: historisch-kritische Ausgabe*, III, 4-6, und = *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart*, 322-324), S. 2, S. 16, S. 21 u.ö.

keit plauderte und keinesfalls als Pedant und Spezialist erschien. Wer genau hinschaut, erkennt die Fundiertheit der Arbeit durchaus. Menschen, die einem zum Vergnügen zuhörten, hätte man aber niemals ungefragt damit konfrontiert.

Diese Grunddifferenz zwischen Casper von Lohenstein und Anton Ulrich – also zur Schau getragene gegenüber wohlverborgener Gelehrsamkeit – zeigt sich auch an zwei Umständen, die erst einmal als sekundäre Äußerlichkeiten erscheinen mögen: dem Druckformat der Bücher und der konkreten Leserschaft. Casper von Lohensteins Buch war im für die wissenschaftliche Literatur typischen mittelgroßen Quartformat gedruckt. Ein Band allein wiegt etwa drei Kilogramm, weswegen er eigentlich nur auf einem Pult gelesen werden konnte, dem Arbeitsort des Gelehrten. Die Bücher Anton Ulrichs waren hingegen im kleineren, handlichen Oktavformat publiziert und konnten an jeden beliebigen Ort mitgenommen werden, wie ein Zitat von Liselotte von der Pfalz sehr deutlich vor Augen führt:

Wen ich die romans lange und an einem stück lesen müste, würden sie mir beschwerlich fallen, ich lese aber nur ein bladt, 3 oder 4, wen ich mit verlofft auff den kakstuhl morgens und abends sitze, so amusierts mich und ist weder mühsam noch langweilig.³⁴

In Wolfenbüttel selbst wurden in der allen Bürgern zugänglichen herzoglichen Bibliothek bereits seit dem 17. Jahrhundert Ausleihbücher geführt, die zumindest einen auszugsweisen Blick auf die Zusammensetzung der Leserschaft auch von Einzelwerken erlauben. Und hier zeigt sich sehr deutlich: Die Romane von Anton Ulrich wurden von Lesern beiderlei Geschlechts und praktisch jeden Alters rezipiert – von Hofangehörigen, Studenten der Wolfenbütteler Ritterakademie und auch von jungen Damen aus der Stadt. Nach Casper von Lohensteins Roman griff hingegen praktisch nur ein gut ausgebildetes und zumeist auch studiertes Publikum. Die einzige nachweisbare Leserin war bezeichnenderweise eine Hofmeisterin, also eine Erzieherin der jungen Damen am Wolfenbütteler Hofe.

Leibniz – und hier tritt er eben doch primär als ein Gelehrter auf – hätte es bevorzugt, wenn Anton Ulrichs Roman in dieser Hinsicht etwas mehr wie der von Casper von Lohenstein gewesen wäre. Warum dies nicht der Fall sein konnte, ist hoffentlich hinreichend deutlich geworden.

Die hier entfaltete Differenz mag als eine kleinere, wenn auch sozial bezeichnende Äußerlichkeit erscheinen. Vor allem in der letzten Arbeitsphase am Roman dringen die Dynamiken von gegenseitiger Beeinflussung aber an anderen Stellen auch noch tiefer. Dies soll anhand eines fünften und letzten Kernzitats deutlich werden.

34 Brief von Elisabeth Charlotte von Orléans an Sophie von Hannover vom 12. Mai 1704, in: Elisabeth Charlotte von Orléans: Aus den Briefen (wie Anm. 14), Bd. 2, S. 75.

5. Konfuzius, Konfusionen und kein Ende – ein Schlussstein kann nicht gesetzt werden

Der Herzog schrieb am 10. März 1713 an den Philosophen:

Was den Confutius angehet, so habe ich denselben mit in die Octavia gebracht, da Er die confusionen hilft innen vermehren. Es ergeheth mir mit dieser arbeit, als wan der geist des verfaßers vom Amadis in mich gefahren wäre, daß die Octavia anstatt von 6 theilen etliche und zwanzig bekommen solte, maßen ich noch immer hin arbeite und kein Ende finden kan. Die größte rarität bei diesem wercke wird sein, daß ein achtzigjähriger Courtisan author davon ist, der, liebesgeschichten zu beschreiben, wol sollte vergeßen haben.³⁵

Das erste, was bei der Selbstbeschreibung des Herzogs auffällt, dürfte der Ton sein, der hier angeschlagen wird. Anton Ulrich präsentiert sich höchst selbstironisch als einen greisen Höfling, der es partout nicht lassen kann, Liebesromane zu verfassen. Derartige komische und zum Teil auch deftige Passagen – gleichsam »unter alten Freunden« – gibt es im Verlauf des Briefwechsels häufiger, so etwa, wenn Anton Ulrich die protestantischen Pastoren in Wolfenbüttel und Braunschweig, die ihn nach seiner Konversion zum Katholizismus nicht zu attackieren aufhörten, gern auch als »Ortho Ochsen« bezeichnete.³⁶ Allerdings ist zu betonen, dass Leibniz beim Thema der Schriftstellerei des Herzogs wesentlich zurückhaltender formulierte. Auf eine solche Weise spotten durfte hier natürlich nur der fürstliche Autor über sich selbst.

Als Zweites mag bei diesem Zitat die Frage aufkommen, was denn nun ausgerechnet der chinesische Philosoph Konfuzius in der »Römischen Octavia« verloren haben mag. Nachdem Anton Ulrich eine erste Fassung des Romans 1707 mit dem sechsten Band abgeschlossen hatte, bei dem die Auflösungen, die das Genre verlangte, allerdings recht hastig und übers Knie gebrochen erschienen, machte er sich bald darauf, wie bereits angedeutet, an eine zweite, erweiterte Version. Ziel war es offenbar, das triumphale Schlussbild der allgemeinen Versöhnung und Vereinigung der Paare besser vorzubereiten und dann optimal auszuleuchten. In diesem Zuge wurde auch der historisch-politische Gesamtfokus weit über das historische Römische Reich hinaus erweitert.

Eine wichtige Rolle spielte dabei eine um 1700 in Europa weithin diskutierte Prophezeiung des Philosophen Konfuzius, der bereits Jahrhunderte vor Christi Geburt einen Heilsbringer aus dem Westen vorhergesagt haben sollte. Verbreitet wurde diese Vorstellung unter anderem durch den Band »Confutius Sinarum Phi-

35 Brief von Anton Ulrich an Leibniz vom 10. März 1713, in: Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich (wie Anm. 2), S. 232.

36 Brief von Anton Ulrich an Leibniz vom 30. Oktober 1705, in: Ebd., S. 163.

losophus« einiger jesuitischer Autoren, den wohl auch Anton Ulrich selbst – direkt oder vermittelt durch Leibniz – rezipiert hat.³⁷ Aufbauend auf dieser These vom prophetischen Wesen des chinesischen Philosophen diskutiert der Roman nun die Möglichkeit einer Einführung des Christentums in China beziehungsweise Indien, wobei zwischen diesen beiden asiatischen Ländern zeittypisch nicht immer sauber unterschieden wird.

Konkret wird dazu in der »Römischen Octavia« die Fiktion aufgebaut, Octavias Bruder Britannicus, der in der historischen Wirklichkeit wie sie selbst längst den Hofintrigen in Rom zum Opfer gefallen war, habe sich länger in diesen östlichen Ländern aufgehalten und sein Christentum mit der von dort stammenden Weisheit verbunden.³⁸ Gegen Ende der Handlung kehrt er nun als eine strahlende Idealfigur in den Roman zurück.

Das besondere Interesse an China, das sich gerade in diesen späten Teilen der »Römischen Octavia« bei Anton Ulrich zeigte, mag unter anderem auf entsprechende Anregungen von Leibniz zurückgegangen sein. Das Thema hatte diesen bekanntlich schon seit Jahrzehnten begleitet. Sein großer Traum war der eines gleichberechtigten Wissensaustausches zwischen den beiden alten Kulturräumen. Dabei weckten die chinesischen Schriftzeichen im Kontext seines Projekts eines universalen Zeichensystems sein besonderes Interesse. Nicht zu unterschätzen war auch seine Parteinahme im sogenannten Ritenstreit. Um 1700 diskutierte man in der katholischen Kirche das Vorgehen jesuitischer Missionare, die Elemente der Konfuziusverehrung und des chinesischen Ahnenkultes in ihre Bekehrungsversuche integrieren wollten. Die Prophezeiung des Konfutius war hierfür natürlich ein willkommenes Argument. Leibniz stand diesen Bemühungen – als Protestant – positiv gegenüber.³⁹ Allerdings konnte sich diese Linie einer teilweisen Adaption in der katholischen Kirche schließlich nicht durchsetzen.

Wohl noch wichtiger als diese beiden erstgenannten ist nun noch ein dritter Aspekt aus dem zitierten Brief. Anton Ulrich suchte, wie bereits angedeutet wurde, in seinen letzten Lebensjahren nach einem angemesseneren und besser vorbereiteten Schluss für seinen großen Roman. Das negative Gegenbild eines Romans, der sich in einer Art zielloser Endlosschleife eingerichtet hatte, wird von ihm ausdrücklich heranzitiert: »als wan der geist des verfaßers vom Amadis in mich gefahren wäre«. Es handelt sich bei diesem »Amadís« um eine populäre, von der iberischen Halbinsel stammenden Serie von Ritterromanen, innerhalb derer im 16. Jahrhun-

37 Vgl. Prosper Intorcetta et. al.: *Confutius Sinarum Philosophus, sive Scientia Sinensis Latine exposita*, Paris 1687. Vgl. dazu Maria Munding: *Christentum als absolute Religion und religiöse Toleranz in der späten »Octavia« und im Leben Anton Ulrichs zu jener Zeit*, in: *Monarchus Poeta. Studien zum Leben und Werk Anton Ulrichs von Braunschweig-Lüneburg*, hg. v. Jean-Marie Valentin, Amsterdam 1985, S. 105–133, hier vor allem S. 111 ff.

38 Vgl. die Zusammenfassung dieses Romanstrangs ebd., S. 116–118.

39 Vgl. dazu den Brief von Leibniz an Anton Ulrich vom 28. Februar 1713, in: *Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich (wie Anm. 2)*, S. 224 f.

dert tatsächlich über zwanzig Bände entstanden sind und die seitdem geradezu sinnbildlich für eine schier ziel- und endlose Fabuliererei stand.

Dass die ihm selbst bei seinem Vorhaben zur Verfügung stehende Zeit im Gegensatz hierzu sehr endlich war, war Anton Ulrich nur zu bewusst. Noch am 6. März 1714 – also nur drei Wochen vor seinem Tod – schrieb er in seinem letzten erhaltenen Brief an den Philosophen:

[...] gleichwie ich nunmehr dem sprichwort nach auf den letzten loche pfeife, also bin ich auch beinahe am ende dieses Romans und thue mir daher gewalt an, es selber zu absolvieren.⁴⁰

Ergänzungen, wie die von der Prophezeiung des Konfuzius, sollten eigentlich dazu dienen, eben diesen Schluss besser abzusichern und auf eine breitere und solidere Basis zu stellen. Hineingebracht, um Ordnung zu schaffen, sorgten diese Hinzufügungen, wie Anton Ulrich sehr wohl selbstkritisch bemerkt, aber zugleich auch für eine immer weitere Aufblähung des Textes, der auch deshalb immer weniger zu beherrschen war und vom Herzog am Ende unvollendet zurückgelassen werden musste.⁴¹ »Was den Confutius angehet, so habe ich denselben mit in die Octavia gebracht, da Er die confusionen hilft innen vermehren«, bemerkt Anton Ulrich dazu halb im Scherz, aber eben auch halb im Ernst.

Vor allem einer dieser neu eingeführten Stränge der zweiten Fassung betrifft Leibniz wahrscheinlich in einem ganz besonderen Maße. Eine der wichtigsten der neuen Figuren weist nämlich einige Anklänge an den Charakter des Philosophen selbst auf und fügt sich damit zugleich in die Reihe der nicht wenigen indirekten Porträts zeitgenössischer Persönlichkeiten ein, die dieser Roman insgesamt enthält.

Am Berg Carmel in Palästina, wohin sich die Haupthandlung in den letzten Bänden verlagert, gibt es ein bild- und tempelloses Heiligtum eines Gottes mit einem höchst abstrakten und nur wenigen Eingeweihten zugänglichen Kult. Diese Carmel-Religion propagiert in einer erstaunlichen Vorwegnahme fast genau dasselbe Toleranzideal, das Lessing zwei Generationen später in seinem Drama »Nathan der Weise« seiner Titelfigur in den Mund legt. Hinter allen bekannten Religionen stehe ein gemeinsames Prinzip, das letztlich immer dasselbe nur in verschiedenen Formen ausdrücke.⁴²

40 Brief von Anton Ulrich an Leibniz vom 10. März 1713, in: Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich (wie Anm. 2), S. 238.

41 Das Finale selbst war wohl nur in einer groben, nicht ausgeführten Skizze angedeutet, die leider nicht überliefert ist. Vgl. zum Hintergrund v.a. Wolf-Dieter Otte: Eine Nachricht von Gottfried Alberti über das Schicksal der von Herzog Anton Ulrich hinterlassenen Manuskripte zur »Octavia«, in: Wolfenbütteler Beiträge 6 (1983), S. 336–351.

42 Auch dass diese neuere und weitaus bekanntere literarische Fassung der These aus dem Jahr 1779 ebenfalls in Wolfenbüttel entstand und ebenfalls in Palästina spielt, lässt auf noch weitergehende Bezüge hoffen. Allerdings ist ein konkreter Nachweis, dass Les-

Es handelt sich um den weisen, Philosophie und Priestertum miteinander verbindenden Vorsteher des Carmelheiligums namens Hierocles, der mit einigen idealisierten und auch mit einigen weniger idealisierten Zügen von Leibniz ausgestattet ist. Zu den letzten zählt auch eine leichte Neigung zum Geiz, die dem Philosophen gelegentlich nachgesagt wurde. Dieser Hierocles verkündet nun einen zentralen Orakelspruch, der die abschließenden Bände des Romans prägen sollte. Verkündet wird in ihm trotz aller aktuellen Wirrnis ein allgemeines gutes Ende – dies allerdings nur, wenn bestimmte Vorbedingungen erfüllt sind:

Des Gottes Carmels Ausspruch.

WAs grosse Wunder-Dinge! was unüberwindlich scheinende Verwirrungen werden auf deinen Gränzen, du heiliger Berg Gottes in kurtzen sich nicht äusern und entstehen! Der GOtt von dem du den Nahmen führest / und der den Menschen die Geheimnüss offenbahret / verkündiget anitzo / daß / ob schon der Schluß des Himmels unwandelbahr scheinen sollte / derselbe jedennoch sich werde lencken lassen / wenn die wahre Vernunft für andern Gemüths-Bewegungen den Fürzug wird behalten. Freue dich demnach O Berg Carmel über die neue Glückseligkeit / die dir der gütige Himmel bereitet / wovon die Nachwelt wird zu rühmen haben / so auch ohnfehlbar erfolgen soll / wann nicht eigenwillige Menschen freventlicher Weise es werden verhindern.⁴³

Woraus besteht nun die Kernaussage dieser Weissagung? Angesichts des aktuellen Durcheinanders, das in der Welt des Romans auch kurz vor dessen Ende noch herrscht, sollen die Menschen nicht verzweifeln. Ein Happyend ist durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich. Nur müssen sie sich dafür selbst von ihren egoistischen Affekten ab- und der wahren Vernunft zuwenden. Anklänge an Leibniz' Diskussion über das Verhältnis zwischen Vernunft und Willen des Menschen sowie ihren jeweiligen Bezügen zur Kategorie der Freiheit, wie sie sich etwa in den »Nouveaux Essais«⁴⁴ finden, sind hier kaum von der Hand zu weisen.

Allerdings tritt diese Weissagung zugleich auch in eine gewisse Spannung zu den Leibniz'schen Konzeptionen. Denn wenn man sich die Prophezeiung einmal näher ansieht, so wird der Ball hier erst einmal an die Menschen selbst zurückgespielt.

sing hier aktiv auf die späte »Römische Octavia« zurückgegriffen hat, bislang noch nicht gelungen.

43 Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg: Die Römische Octavia, 7. Bd., 1. Teil, bearb. v. Margarete und Rolf Tarot, Stuttgart 2003 (= Werke: historisch-kritische Ausgabe, IX, 1, und = Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, 334), S. 30.

44 Vgl. dazu Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, 6. Reihe: Philosophische Schriften, 6. Bd.: Nouveaux Essais, Berlin 1962, hier v.a. Kap. 21, § 8, S. 174 f.

Zum Zweck der Lösung müssen diese ihre Affekte für die »wahre Vernunft« überwinden, von der in dem Orakel die Rede ist. Nur dann soll der »Schluss des Himmels«, der nach der aktuellen Lage im Roman weiterhin nicht viel Gutes zu verheißen scheint, eine neue und bessere Richtung erhalten. Vor allem mit der Leibniz'schen »Théodicée« scheint dies nicht wirklich zu vermitteln zu sein. Denn natürlich entscheidet sich Gott nach dieser im Laufe der Menschheitsgeschichte nicht einfach um. Vielmehr ist deren Gesamtzusammenhang inclusive aller frei getroffenen Entscheidungen der Menschen von ihm bereits vorausgesehen und antizipiert worden.

Was bedeutet es also nun, dass hier die Menschen zu einer bestimmten Handlungsweise aufgerufen werden, die dann wiederum die »Himmelschickung« beeinflussen soll? Sollte Anton Ulrich den eigentlichen Clou der Leibniz'schen Philosophie nicht verstanden haben? Oder hat – wie ich es für eher wahrscheinlich halte – dieses Orakel hier eine primär didaktische Ausrichtung? Denn wenn die »beste aller möglichen Welten« unter anderem voraussetzt, dass möglichst viele Menschen zuvor zu einem guten Handeln gelangt sind, muss man diese ja auch irgendwie dazu bewegen. Und wie ginge dies besser, als wenn man ihnen versicherte, dass ihr gutes Handeln konkrete Auswirkungen auf den Weltlauf habe?

Dies alles gilt vor allem in einem Romantypus, bei dem die Erlösung nicht erst in einem fernen Jenseits, sondern immer schon in der Handlung selbst erlangt wird. Wenn man in der Position eines Hierocles in einem solchen Moment immer wieder betonen würde, dass die Frage, wie sich die Figuren denn am Ende entscheiden werden, eh schon vom Anbeginn der Welt an festlag, wäre dies kaum produktiv. Ich verstehe Hierocles' Orakelspruch, so wie er nun vorliegt, also weniger als einen von außen analysierenden Kommentar zur Ereigniskette, als vielmehr ein Glied innerhalb derselben. Indem er andere motiviert, trägt er selbst in aller Freiheit zum prophezeiten Schluss bei. Das Ganze wäre demnach vor allem als ein Versuch zu sehen, eine sich selbst erfüllende Prophezeiung in Gang zu setzen.

Wirklich eindeutig zu entscheiden ist dies alles nicht – wie bei jedem ordentlichen Orakel gibt es Interpretationsspielräume. Verräterisch ist aber durchaus Hierocles' Gebrauch des Konjunktivs, mit dem er die Dinge und vor allem die prekäre Frage nach der Wandelbarkeit des »himmlischen Ratschlusses« in die Schwebe bringt: »obschon der Schluß des Himmels unwandelbar scheinen sollte«.

Ein zweites, handfesteres und sehr diesseitiges Problem des Orakels ist die zentrale Voraussetzung, die hier für ein Happyend formuliert wird: »wenn die wahre Vernunft für andern Gemütsbewegungen den Vorzug wird behalten«. Die »andern Gemütsbewegungen« sind natürlich nichts anderes als die hier, wie es in der Zeit üblich war, als durch und durch schädlich erachteten Affekte. Nun drehen sich die letzten Bände des Romans, soweit sie bekannt sind, tatsächlich vorrangig um diese und diskutieren immer wieder die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Überwindung.

Zentral ist hierbei einer der Brüder der männlichen Hauptfigur: Der Partherkönig Vologeses ist in einer vollkommen hoffnungslosen und für ihn selbst schäd-

lichen Liebesraserei befangen. In hellen Momenten erkennt er dies durchaus. Allerdings gelingt es ihm nie, eine Orientierung an den Vernunftgründen auch durchzuhalten. Immer wieder fällt er in sein ursprüngliches, affektgeleitetes und irrationales Verhalten zurück. Ein Weg, dies grundsätzlich zu ändern, scheint im erhaltenen Text der ersten sieben Bände nicht auf.⁴⁵

Endgültig ins Paradox getrieben wird dieses Problem aber durch eine Nebenfigur: Der indische Prinz und Prophet Phraortes kann in die Zukunft sehen und erkennt dabei, dass sein aktuelles, affektgeleitetes Verhalten mit Sicherheit größten Schaden anrichten wird. Gleichwohl ist er nicht in der Lage, dieses zu ändern und sieht dabei auch seine eigene Unfähigkeit zur Richtungsänderung bereits mit voraus.

Ach mein Demetrius! antwortete der König [Phraortes] / weil ich
mein Geschicke so wohl weiß / so zeigt mir auch dasselbige / daß
ich unfähig seyn werde / der gesunden Vernunft zu folgen / wüste
ich nun solches nicht so gewiß / und daß alle meine Bemühungen
disfalls vergebens seyn / könnte ich noch mit besserm Eyfer dagegen
arbeiten / und meine Ruhe befördern / die mir die Besetzung der
Printzeßin Daria soll zuwegen bringen.⁴⁶

Darüber hinaus erkennt er, dass es hier vielleicht sogar besser und produktiver gewesen, dieses Zukunftswissen gerade nicht zu besitzen, denn dann würde ihm das Misslingen nicht immer schon vor Augen stehen.⁴⁷ In gewisser Weise handelt es sich also um ein negatives Gegenstück zur motivierenden Prophezeiung von Hierocles. Die beiden Bewegungsrichtungen, die in diesem Roman synchron vorhanden sind, blockieren einander dabei wechselseitig.

Die konkrete Forderung des Carmel-Orakels an die Menschen stellt also im Roman ein komplexes Problem dar, dessen Lösung in den überlieferten und publizierten Teilen nicht wirklich in den Blick gerät. Von Figuren aus einer Literaturgattung, die ihr Personal primär immer noch als statisch und im Prinzip unveränderlich konzipiert, wird hier eine fundamentale Änderung des Charakters mittels Selbsterziehung erwartet. Dass ein solcher innerer Widerspruch für immer neue Verwicklungen und Komplikationen sorgt, dürfte nachvollziehbar sein – zumindest aber geht es nicht von heute auf morgen, sondern braucht seine Zeit. Dies war aber genau die Zeit, die Anton Ulrich und seinem Roman nicht mehr blieb. Nur drei

45 Vgl. dazu weitergehend Stephan Kraft: Geschlossenheit und Offenheit der »Römischen Octavia« von Herzog Anton Ulrich. »der roman macht ahn die ewigkeit gedencken, den er nimbt kein endt.« Würzburg 2004, S. 128 f.

46 Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg: Die Römische Octavia, 5. Bd., 4. Teil, bearb. v. Dieter Merzbacher, Stuttgart 2013 (= Werke: historisch-kritische Ausgabe, VII, 4, und = Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, 347), S. 976.

47 Vgl. Kraft: Geschlossenheit und Offenheit (wie Anm. 45), S. 146 f.

Wochen nach dem zuletzt zitierten Brief, nachdem er, wie er selbst schrieb, »auf den letzten Loche pfeifend« den ersehnten Abschluss versucht hatte, starb er über seinem Projekt.

Leibniz betrauerte den Freund sehr. Als er selbst nur zwei Jahre später verschied, soll, als man ihn fand, neben seinem Leichnam ein Roman gelegen haben.⁴⁸ Es war zwar nicht die »Römische Octavia« selbst, aber immerhin die erste große neuzeitliche Wiederaufnahme der hier im Fokus stehenden antiken Romantradition: John Barclays »Argenis« aus dem Jahr 1621, die auch für Anton Ulrich und seine Bücher als Vorbildtext von so großer Bedeutung gewesen ist. Offenbar war das hier in einigen Teilaspekten entfaltete Romanthema eines, das nicht nur Anton Ulrich, sondern auch Leibniz bis zu seinem letzten Moment auf den verschiedensten Ebenen beschäftigt hat.

48 Vgl. Eike Christian Hirsch: Der berühmte Herr Leibniz. Eine Biographie, München 2000, S. 615.